

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 38 Mittwoch, den 11. Februar 1920 1920

Hans der Sieger.

Roman von Richard Stowronnel.

17. Fortsetzung. Stadtsend verboten.

Fünftes Kapitel.

Zwischen Nacht und Morgen hatte sich der Tauwind erhoben. Er trieb grau geballte Wolken am Himmel entlang, rüttelte an den Fensterrahmen des Rothlöcher Herrenhauses, gaukelte die Kronen der Balkenbäume und zertrümmerte den Schnee von den Dächern und Feldern.

Hans Watenh's sah bei dem ersten bleichen Scheine des heraufdämmernden Tages — die Lampe war längst erloschen — an seinem Schreibtische und wartete auf die Rückkehr Jochens.

Vor ihm lag ein leerer Briefbogen. Er hatte an Elise Debow ein paar Nachtsprüche rufen wollen, war aber über das Da um nicht hinausgekommen.

Was hätte er ihr schreiben sollen? Daß er nicht kommen konnte, weil ihm sein Verhängnis streicht hatte? ... Der sie um Verzeihung bitten, daß er, als ein dem Tode geweihter Mann, ihr von Liebe gesprochen hatte?

Wenn er nicht kam, würde sie den Grund seines Ausbleibens schon rechtzeitig erfahren, und vielleicht wurde es ihr leichter, ihn zu vergessen, wenn er ohne ein Wort des Abschieds von ihnen ging.

Seine Berechnung nach hätte er schon längst wieder aus der Stadt zurück sein müssen. Vor mehr als zwei Stunden hatte er ihn aus der Gesellschaft in Amalienau herausbitten lassen, und von dort bis zur Stadt war es kaum eine halbe Stunde Wegs ...

Da kam von fernher leises Schellengeläute. Gott sei Dank, daß die Zeit des Alleinseins zu Ende war!

Hans sah sich in dem Zimmer um, als wenn er sich darauf besinnen wollte, ob er vor seinem Fortgange nicht noch etwas zu besorgen hätte.

Da fielen seine Augen auf die an der Wand hängenden Bilder seiner Eltern. Er trat vor sie hin und betrachtete sie lange.

Das Gesicht seines Väterchens sah ihn zu grüßen, als wenn es sagen wollte: Warte nur, bald bist du bei mir! ... Als Jochens Schritten vor der Freitreppe hielt, trat ihm Hans schon zum Willkommen gerüst entgegen.

„Es ist alles in Ordnung. Die andern warten am Immenberg im Personaler Gehöf. Dort werden wir hoffentlich angekört sein.“

Hans kieg in dem Schlitzen. Als er sich in der Peltbede zurücksetzte, ließ sein Fuß an etwas Hartes.

„Es ist nur der Kasten mit den Pistolen meines Vaters,“ sagte Jochen.

Da lag Hans ein Frösteln sah über den Rücken. Die Pistolen hatten schon einmal ein Sühnwerk verrichtet. ... Als sie vom Schlitzen das letzte Stück der Leuchte am Immenberg schritten, fragte Jochen, ob er ihm nicht noch etwas aufzutragen hätte.

„Was denn?“ erwiderte Hans. „Ich bin der letzte Watenh's, habe weder Vater noch Mutter noch Schwäger noch Bruder; wenn ich dahinfahre, mögen sich die Weibern von Muttersele her um mein Erbe zanken!“

„Und Elise?“

„Der kannst du sagen, sie soll mich vergessen!“

Von der kleinen Gruppe, die auf der Leuchte stand, löste sich jetzt ein Herr in Uniform und trat auf Hans zu.

„Es ist noch eine kleine Formalität zu erledigen, Herr von Watenh's. Sie müssen mir, gleich Ihrem Herrn Gegner, ehrenwörtlich versichern, daß der Grund des bevorstehenden Zweikampfs ein solcher ist, daß ihn das Ehrengericht unbedingd als triftig anerkennen müßte.“

„Es ist so, Herr Major, auf mein Ehrenwort!“ erwiderte Hans dem Bezirkskommandeur.

Der Unparteiische schritt die Entfernung ab und ließ dann schweigend die Pistolen. Es war so still auf dem Platze, daß man das leise Raseln der Tautropfen hörte, die der Wind aus den Lauben Zweigen schüttelte.

Jochen führte den Freund auf seinen Platz und drückte ihm die gepaarte Pistole in die Hand.

„Ach wohl, Hans!“

„Ach wohl, Jochen! Und wenn es zu Ende ist, dann laß den alten Mann da bräuen, er soll seiner Frau vergeßen. Die Schuld habe ich ganz a'le'n ertragen.“

Jochen trat zurück, und jetzt kam von den Lippen des Unparteiischen klar und laut die Frage: „Sind die Herren auf ihrem Posten?“

„Jawohl. ... Jawohl.“

„Ich werde fertig sagen und dann langsam bis drei zählen!“

Es kam eine kleine Pause.

Hans sah, wie sein Gegner sich zurechtstellte und ihn scharf ins Auge sah. Und da regte sich in ihm ein brutaler Haß am Leben. Von dem Schafte der Pistole, der noch warm von der Hand des Freundes, zog es ihm die zur Brust in die Höhe. ... War denn seine Schuld so groß, daß er sie mit dem Leben bezahlen und sich hier niederstrecken lassen sollte, ohne sich zu wehren? ... Auf seine Hand konnte er sich verlassen, und wenn er wollte, dann könnte der alte Mann da drüben schon den Schnee mit seinem Blute, faum, daß der Unparteiische das Kommando „eins“ ausgesprochen hatte ... Und wenn er seine zwei Jahre Festung abgelesen hatte, dann ... ja dann ...

„Fertig.“

Hans hob die Pistole in die Höhe und schob sie steil in die Luft ab.

„Eins.“

Jetzt sah er, wie sich drüben die Waffe auf ihn richtete, Korn, Rinne und das Auge seines Gegners bildeten eine gerade Linie. Der Oberst meinte es gut mit ihm; wenn nichts dazwischen kam, müßte es ein roterlicher Ba schick werden.

Eine kleine unmerkliche Bewegung zur Seite konnte ihn retten. ... Da kam aus der kleinen schwarzen Öffnung der hellen Feuerstrahl, Hans sah sich nach der Brust und stürzte dumpf, wie ein gefällt er Baumstamm, zu Boden.

Jochens sprang zu und lehnte ihm mit dem Kopf gegen einen aus dem Schnee ragenden Grastamp. Aus einem kleinen kreisrunden Loch unter dem ersten Hemdknopfe drang unaufhaltsam ein heilroter Blutstrom.

Der Arzt judte mit den Augen.

„Wellecht, wenn wir die Kugel finden ...“

Drüben auf der andern Seite stand der Oberst. Die rechte Hand mit der Pistole, aus deren Mündung sich noch ein kleines Rauchwölkchen hob, hing schlaff herab, und er hatte den Kopf steil auf die Brust gesenkt. Ein Seidmantel trat zu ihm, um ihm die Waffe abzunehmen, da sagte er halblaut, mehr zu sich selbst als zu diejem: „Ich habe ihn lieb gehabt, wie einen Bruder ... aber es half nichts, er mußte sterben! ...“

„wollen Sie mir nicht dieses Exemplar überlassen — ich kaufe Ihnen dafür ein anderes!“

„Warum nicht?“ sagte sie mit lesem Staunen.

„Meinen Koffer geheißt ich Ihnen mögen mit,“ fuhr ich fort, „ich habe kein Geld.“

„Schon gut! Schon gut!“

„Ich bitte nach Hause. Stumm, ohne ein Wort zu sagen, gab ich dem Wäiter die letzte Mark und den Rest des Postanweilung. Ein tiefseher Blick aus seinen gültigen Augen traf mich — sein Sohn war ihm ein Räuber.“

„Dann drückte er mir schweigend die Hand — Ich atmete selig und befreit auf.“

„Das dank' ich dir, Annette!“

„Das dank' ich dir, Annette!“

„Mit meinem letzten Hauche.“

„Dah' ich mich nicht vor mir zu schämen brauche!“

„Und als ich älter wurde, wollte ich ihr auch meinen Dank abtaten. So kam ich nach Weersburg Jahr für Jahr, ein dankbarer Jünger, und grüßte die kleine Schläferin, die an mir das Gedächtnis, Schönheit und Gedächtnis getan hat, was ein Mensch einem andern tun kann: ihn vor einem tiefen Fall, vor tiefer Selbstentwertung zu bewahren; ich war ein förtlich ungedrohter, im Gemüthe freier Mann geblieben.“

„Das dank' ich dir, Annette.“

„Sie schloßen die Aufseherinnen.“

„Ich mußte nun, warum er Jahr für Jahr zum Grabe der Schläferin gepilgert kam.“

„Und nun kam er nicht mehr. Auf dem Felde der Ehre fiel er als Ehrenmann — In seinem Zerhört fand man Annette von Droste-Hülshoffs Werke.“

„Im das kleine Grab am Bodenheide aber und um des gestallenen Feldes Gehalt raunt die Sage. Er sei, so erzählten die Leute, der Enkel, aber der Sohn eines Mannes gewesen, der einmala Annette sehr geliebt habe. Aber „he konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“ Und da hätten sie sich trennen müssen, beide mit tiefem Weh im Herzen. Doch vergessenen hätten sie sich nie. Und als der alte Herr gestorben sei, da habe er dem jungen die Verpfichtung auferlegt, alljährlich das Grab der Diätlerin zu besuchen und die Tote zu grüßen, die einst ihm, dem Alten, Glück und Sonne gewesen.“

„So erzählen die Leute, und ich höre ihnen gern zu, obwohl ich es anders weiß. Man soll die Volkssage nie hören, wenn sie nichten will.“

Im Flugzeug über die Sahara.

Das Problem der Ueberquerung der Wüste Sahara im Flugzeug geht seiner Lösung entgegen. Der Kommandierende General der in Nordafrika garnisonierenden französischen Truppen, General Rivelle, wird in diesen Tagen einen Flug über die Wüste antreten, der den Zweck verfolgt, dem Verkehr in den afrikanischen Kolonien Frankreichs neue Wege zu erschließen. General Rivelle wird in Algerien aufsteigen und gedenkt in wenigen Tagen den Niger und Timbuktou zu erreichen. Dieser benötigt man zu einer solchen Reise viele Monate, und obenbeschriebene es des Einfaches zahlreicher Wägen und Entschepungen, um überhaupt das Ziel zu erreichen. Denn das Kamel, das Schifft der Wüste, auf das man sich bei einer derartigen Expedition allzumah angewiesen sah, ist durchaus nicht das gesündeste Geschöpf, das es so oft hingeführt wird. Nutet man nämlich dem Tiere besonders große Anstrengungen zu, so muß man ihm auch wieder mehrere Wochen der Ruhe gönnen, die es oft schon zur Erholung von nur wenigen Tagen besonders mühsamer Arbeit bedarf. Will man aber dem Kamel diese notwendige Ausspannung verweigern, so protestiert es dagegen in recht eindeutiger Weise: es legt sich nämlich einfach hin und krepirt. Allerdings war es in den letzten Jahren dem Automobil gelungen, sich einer großen Teil der Wüste zu erobern, und gelegentlich ist das Auto sogar bis zum Bande der Saaregs vorgekommen. Ungeachtet dieser bedeutenden Fortschritte bleibt der Kraftwagen jedoch immer an den Boden gefesselt und steht deshalb Hindernissen gegenüber, die stets unüberwindlich bleiben werden. Das ganze Frage der Ueberquerung der Sahara durch die Luft ist lediglich eine Frage der Einrichtung von Stützpunkten, die den nötigen Vorratstoff bereitstellen, und der Schaffung von Stationen für die drahtlose Telegraphie. Diese Frage darf aber heute als reines Problem betrachtet werden. Im Herzen des schwarzen Erdteils mitten im Bande der Saaregs gestaltet heute eine sehr leistungsfähige funktentelegraphische Station, mit Algerien, mit dem Senegal, ja

selbst mit dem Effefturm in Paris eine ständige und zuverlässige Verbindung zu unterhalten.

Natürlich sind dementsprechend auch alle Maschinen, die für den Flug Paris-Timbuktou in den Dienst gestellt werden sollen, mit den nötigen Apparaten für die drahtlose Telegraphie ausgerüstet. So bleiben sie während des Fluges in dauernder Verbindung mit den einzelnen Landungsplätzen, die ihnen im Falle einer Panne oder eines Sturzes in das Sandmeer der Wüste durch eine Hilferpedition zu Hilfe kommen können. Die Reise von Alger nach dem Senegal wird nur wenige Tage in Anspruch nehmen, so daß sich damit für die verschiedenen Teile des französischen Kolonialreichs in Afrika die Aussicht einer schnellen, regelmäßigen Verbindung bietet, außerdem erfolgt man von der Gründung des neuen Flugverkehrs eine Erschließung der bisher unzugänglichen Teile Afrikas für die europäischen Touristen, für die bisher Togurd, der Hauptstadt der Oase Mad im algierischen Departement Constantine die äußerste Grenze des Bodenganges darstellte. Daß es in dem neu angeführten Touristenland Lebensbedingungen und Anziehungspunkte in Hülle und Fülle gibt, braucht nicht besonders betont zu werden. Alles findet man hier vereint, was den Reisenden locken kann: „Kultur“, die es gut und gern mit der ihr gegenüberliegenden aufnehmenden, Gebirgslandschaften voll eigenartiger, romantischer Situationen und daneben ethnographische und geographische Wunder, die dem Glotbetrotter ganz unbekannte Sensation zu bieten vermögen.

Bunte Zeitung.

Der Wiat mit der Eheheißer. Herr Anderson hatte einen Freund unangemeldet nach Hause mitgenommen. Ehe man sich zu Tisch setzte, säßerte ihm seine Frau leise ins Ohr, es sei nicht mehr Wein im Hause, als die Karaffe enthalte, er möge also den Gast nicht allzu sehr zum Trinken auffordern. Es ging sehr lustig ab, und bald war die Karaffe geleert; da der Wiat aber vollkommen vergessen hatte, was seine Gattin ihm anvertraut hatte, bedeckte er den Freund dringlich auf, noch ein Glas zu trinken, während ihm seine Frau einen wüstenbräunten Blick zukübelte. Zum Glück lehnte der Eingeladene hartnäckig ab und blieb auch fest, als sein Gastgeber immer weiter in ihn drang, er möge doch erlauben, daß man noch eine Flasche Offine. Als das Gebebar endlich wieder allein war, fragte Frau Anderson ängstlich: „Wie konntest du ihn nur immer so auffordern, weiterzutrinken, nachdem ich dir gesagt hatte, daß kein Tropfen Wein mehr im Hause sei!“ — „Das hatte ich vollkommen vergessen,“ meinte ihr Mann erschrocken. — „Und was glaubst du, was es zu bedeuten hatte, daß ich dich fortgesetzt auf den Fuß trat?“ — Erhaucht sah Anderson seine bessere Hälfte an. Dann meinte er beklüßigt: „Meine Liebe, du hast nicht mich auf den Fuß getreten! Aber jedenfalls hat dein Mittel auch auf diese Weise ganz vorzüglich gewirkt!“

Barretter verloren. In der Humorede eines ständischen Blattes lesen wir: „Das ist ein sehr trauriger Fall,“ sagte der Vorredner, „indem er vor der Tür einer der gepolsterten Bellen stehen blieb. „Für diesen Patienten gibt es keine Hoffnung mehr.“ — „Was heißt ihm denn?“ erkundigte sich der Besucher teilnahmsvoll. — „Ja, es glaubt, die Rationierungsverordnungen zu begreifen.“

Literatur.

Diekmann's Denkwürdigkeiten und Erinnerungen-Geschichte. Mit einem großartigen Unternehmen, das des Interesses breiterer Leserkreise von vornherein sicher ist, a. b. S. auf den Plan. Es handelt sich bei dieser Wägerei und Erinnerungen-Literatur aus der Denkwürdigkeiten und Wichtigste, Interessanteste und Unterhaltendste über einzelne Gebiete des menschlichen Kulturs, Sitten- und Gesellschaftslebens darbieten. Es sind dabei keine bloßen Tatsachenanmeldungen, keine sogenannten Revue's, die den Leser bald ermüden. Die Wände der neuen Wägerei weisen vielmehr eine innere Geschlossenheit und Einzelheit auf, die ihre Betrübe zu der besten Pannendien und Intellektuellen macht. Die schon erwähnten Bänden z. B. „Die Liebe,“ „Die Ehe,“ „Das Tier“ usw. können daher jedermann angelegentlich empfohlen werden.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle, S. W. Ulrichstr. 3, Fernruf 5420.



Jochen hob den todwunden Fremde, der regungslos und mit geschlossenen Augen dalag, in seine Arme, um ihn nach dem Schritzen zu tragen. Helke's Fahren rann ihm in den Sinn, er neigte den Mund zu dem Ohre des Fremden und sprach zu ihm zärtliche Worte, aber in dem klaren Gesichte regte sich kein Zeichen, daß er verstanden wurde.

Stumm bewegte sich der Jüngling, den er gekommen war. Der Wind, der einen Augenblick lang den Atem angehalten hatte, sang in den rauschenden Tannenwäldern das Grablied, und dumpf polierten, wie Schollen auf dem Saug, vielen Schreien von tausendlichen Zweigen. Jochen sah mit dem Kopf neben dem Lager, auf das die den Sterbenden in seinem Arbeitszimmer gebettet hatten. Sie schienen lebend, und in dem weiten Raum war es so still, daß man das Ticken der Wanduhr hörte. Da fuhr bräunlich ein Schillern vor, denn die Schellen abgenommen waren. Der Arzt machte eine abwehrende Handbewegung, und Jochen hand leise auf, um nachzusehen, was es gäbe. Auf dem halben Wege zur Tür kam ihm Elise Dechow entgegen. Das arme Kind hatte sich kaum Zeit genommen, sich ordentlich anzuziehen. Die Haare hingen ihr wie ein Netz über die Stirn und ihre Augen waren vom Weinen blaß verschwollen.

Jochen vertrat ihr den Weg, so daß er mit seinem breiten Körper ihren Ausblick auf das Lager verdeckte.

„Um Gottes Willen, Fräulein Dechow,“ sagte er halb laut. „Das junge Mädchen noch ihn mit einem schneeflecken Bilde. Sie meinen, was werden die Leute dazu sagen? ... Das ist mit gleichgültig. Ich sehe allein auf der Welt und habe niemand über mein Tun Rechenschaft abzulegen. Und wenn das Blut seiner Mutter an seinen Händen fließe, er soll nicht herbei, ohne zu wissen, daß ich bei ihm bin und zu ihm halte!“

Der todwunde Mann auf dem Lager machte eine unruhige Bewegung, der Arzt zuckte mit den Achseln, als wenn er hätte fragen wollen: Lassen wir sie gewähren! Es ist doch alles eins ...

Da gab Jochen dem jungen Mädchen die Hand frei, wühlte dem Arzt mit den Augen, und die beiden sauer verließen schweigend und auf leisen Sohlen das Zimmer.

Elise Dechow trat zu dem Sterbenden nieder. Sie neigte ihren Mund zu seinem Ohre und flüsterte leise: „Hans, mein Geliebter, hörst du mich? Ich bin da, deine Elise!“

Da schlug Hans Watenitz noch einmal die Augen auf. Heber seine Züge, auf die der nachende Tod schon sein Siegel gedrückt hatte, gab er ein gültiges Räseln. Er schien etwas sagen zu wollen, aber nur seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut zwischen ihnen hervorbrang.

Die Angst schnürte dem jungen Mädchen das Herz zusammen, aber es zwang sich zu einem Räseln: „Du wirst wieder gesund werden, und dann ...“

Da ging durch den Körper des Sterbenden eine gewaltige Anstrengung.

„Elise ... vergessen!“

Die Worte kamen ganz klar und deutlich heraus, dann folgte ein kurzes Aufstöhnen, die halb erhobene Hand laut schlief herab, und es war zu Ende.

Elise Dechow schloß ihm die Augen und schritt zur Tür, um die draußen stehenden einzulassen. Stumm und schon drängte sich das Gesinde in das Zimmer, in dem der letzte Herr von Rothof auf seinem Totenbette lag. Jochen Gunttramshausen trat zu dem Sterbenden und sprach mit tranenerfüllter Stimme ein Vater unser.

Einundneunzig Jahre war vergangen, der Mai war wieder ins Land gekommen, und auf dem jüngsten Grabe des Rothöfer Kirchhofes blühten Flieder und Rosen.

Auf der Bank unter dem alten Riesenbaum, der mit seinen weitausladenden Ästen fast den ganzen Kirchhof umschattete, saß ein alter Mann. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sann vergangenen Zeiten nach.

Es war recht still um ihn geworden, seit der Fremde, der da unter dem grünen Hügel schlief, von ihm gegangen war. Auf Rothof lag jetzt ein Fremder, und drüben in Blauen-

let, dessen grauen Dächer zu ihm den grünen Wipfeln herübergrünten, waren die Wände des Grottenhauses seit länger als Jahr und Tag geschlossen. Die Herrin war fortgezogen, die Wirtschaft führte ein von ihr eingesetzter Verwalter, und jetzt gab es überhaupt keine Hoffnung mehr, daß sie je wiederkäme, denn die Pachtung war neu ausgeschrieben worden.

Jochen Gunttramshausen wußte nur, daß sie irgendwo im Süden weilt. Im vergangenen Jahre war ein Geburts-tage des von ihnen geschiedenen Freundes ein Anrang aus-dustenden Weichen gekommen. Der Postkutschli enthielt die kurze Bitte, ihn auf Hansens Grab zu legen, und der Stempel zeigte als Aufgabebort Mentone. In diesem Jahr aber schien sie der Gedenktag ganz und gar vergessen zu haben. ...

Da tritste der Ries des Weges unter einem letzten Schritte.

Jochen hob den Kopf, in seinen Augen leuchtete es auf; die tief verschleierte junge Dame, die da den Weg entlang kam und sich wie suchend auf dem Kirchhof umblühte, war Elise Dechow.

„Sie hier, Herr von Gunttramshausen?“

„Ich wollte den armen Jungen doch an seinem Geburts-tage nicht allein lassen. ... Und Sie, Fräulein Dechow, was hat Sie wieder nach Hause geführt?“

„Das Geheimnis!“

Sie traten vor den Grabhügel, Elise Dechow legte den selbstgebundenen Blumenkranz nieder, und sie standen lange nebeneinander in wehmütigen Erinnerungen versunken.

Der Abendwind hatte sich aufgelöst, durch die Zweige des alten Kiefernbaums zog ein leises Rauschen, und die Gräser und Blumen auf den Grabhügeln neigten ihre schlanken Stiele.

Das junge Mädchen erstarrte leicht, und in ihre Augen traten Tränen. Sie wandte sich schweigend zu Jochen um und streckte ihm die Hand entgegen.

Der starke Mann bedeckte wie Eisenlaub. Er umschloß die Rechte des jungen Mädchens mit seinen beiden großen Händen.

„Ich glaube, Elise, der da drinnen wird uns nicht böse sein?“

„Ich habe ihn sehr lieb gehabt ...“ erwiderte sie leise. Da zog Jochen sie an sich und berührte ihre Stirn mit einem leichten, heiligen Kusse.

Als sie nebeneinander den Weg vom Kirchhofhügel hinabschritten, ging fern am Horizont, hinter dem dreiten und glühenden Bande des Elbflusses, die Sonne unter. Ihre warm leuchtenden Strahlen röteten die vom Winde gewollte Segel auf seinem Rücken und vergoldeten die grünen Saaten.

Jochen blieb stehen und sagte seine Gefährtin an der Hand.

„Sieh um dich, Elise. So weit deine Augen sehen können, blüht und grünt und sproßt es von neuen Leben, wo vor kaum zwei Monaten noch Eis und Schnee die Erde deckten. Sollen wir beide da nicht hoffen, daß es auch für uns noch einen neuen Frühling geben kann? ...“

Schluß.

Das Buch einer Toten.

(Ein Erlebnis und ein Beitrag zur modernen Sagenbildung.)
Von Mag. Irene.

Frühlingstage am Bodensee!
Sie gehören zum schönsten, was man in deutschen Landen erleben kann. Wenn der Klang von den Schweizer Schneebergen hinabschallt in die Täler, wenn die weite Fläche des Bodensees im Sonnenschein glänzt und glitzert, wenn drüben das Schweizer Ufer in einen wundervollen weißen Blütenreißer gehüllt erscheint, hinter und über dem sich das erhabene, dem weitausgedehnten Weiß der Schneeberge zum Himmel emporhebt, dann leuchtet dieses gelegene Land rings um den See in unerschöpflicher, unübersehender Schönheit. Und in diese Schönheit hinein streuten die Gestalten und Bilder einer tausendjährigen reichen Geschichte und begleiten den Wanderer allüberall hin, wohin es immer seinen Fuß setzen mag.

Hoch über dem Bodensee am nördlichen Ufer, zum Freihaas Baden gehörig, liegt das alte Schloss Weersburg, ein riesenhaftes,

gewaltiger Granitbau, wie ihn unsere Zeiten trotz aller ihrer reichlichen Hilfsmittel nie und nimmer mehr aufbauen können. Und nicht in der Nähe des Schlosses findet sich ein Hüftentmal für „Deutschlands größte Dichterin“, Annette von Droste-Hülshoff, die ihre letzte Lebensjahre hier aber bei ihrem Schwager, dem letzten Ritter von Raberg, verlebte. Auf dem Hüften, kleinen Friedhof liegt ihr Grab, unmittelbar neben der Grabbergräben Gruft, in welche man einst ihrem Schwager als dem letzten reichreichen alten Geschlechts, Speer und Schild verstorbenen gemauert hat. Und es mag an dieser Stelle etwas ausgesprochen werden, daß das Grab der verstorbenen Frau sich keineswegs in einem Hüftentmal würdig wies. Ich weiß nicht, wem die Pflege des Grabes obliegt; aber wenn ich die einzelnen Denkmäler umherschreibe, nicht darum kümmere, dann muß ich die Gesamtheit dieses Grabes annehmen, und es muß entschieden verhin-dert werden, daß sich an Annettes Grab die heillosen Geschäfte der Grabstätte Heinrich von Kleins wiederhole.

Zu diesem Hüften Grab hoch über dem See kam Jahre hindurch Jahr für Jahr im Sommer ein Fremder. Niemand im Orte konnte den bodenwärtigen Mann mit den ersten, ausdrucksvollen Augen; man wußte nicht, woher er kam und wohin er ging. Er kam mit dem Schiffe über den See, kleg hinauf zum Grab der Dichterin, legte einen mächtigen Eichenkranz darauf, den er mitbrachte, und mit dem nächsten Dampfer fuhr er weiter — wer weiß, wohin.

Aber Jahr für Jahr kam er in Treue, um mit der Schlichterin da oben stille Zwiegespräche zu halten.

Man hatte mir viel von ihm erzählt, und half lagenhaft, ein fliegendes Soldatensoldat er schien mir allmählich der seltsame Mann. Es war begreiflich, daß ich den lebhaftesten Wunsch hatte, ihn kennenzulernen. Und der Zufall war mir günstig.

Vor mehreren Jahren war es. Ein frohender Augtagtag lag über der Landschaft. Von drüben her winteten, in ihr ewiges Schnee- und Eisfeld gehüllt, die riesigen Gipfel des Säntis und des Glarner, und in abermältigen Herrlichkeit lag die weite ferne verdammernde Ebene der Luzerner Berge vor dem Bilde. Spiegelklar leuchtete unter der See; nur hin und wieder trauerte ein leichter Windhauch seine Flügel, und leise schlugen die Wellen gegen das Ufer.

Als ich zum Friedhof hinaufkam, sah ich vor Annettes Grab eine bodenwärtige, schlanke Männergestalt, die seinen einen Kranz aus Eisenlaub darauf niederlegte. Kein Zweifel, das mußte der lagenhafte Fremde sein, und sofort hand mein Entschluß fest, selbst auf die Gefahr hin, aufzurufen zu erscheinen und abgemittelt zu werden, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, das mir vielleicht über die Gründe seines alljährlichen Besuchs Auskunft geben würde.

Als er meine Schritte hörte, wandte er sich um. Ein feingehaltener, kluges Gesicht mit weit ersten, ausdrucksvollen Augen sah mir entgegen.

„Bereit, wenn ich über!“ sagte ich. Er schüttelte den Kopf.

„Sie hören nicht!“ entgegnete er. „Mein Besuch ist zu Ende! Was ich der Toten zu sagen hatte, habe ich bereits gesagt und mein Lebewohl dazu!“

„So sind Sie ein Verehrer der Dichterin?“ fragte ich. „Nicht nur das! Ich liebe die Tote wie eine Mutter!“ Ein Schweigen entstand. Wir schritten Seite an Seite dem Ausgange des Kirchhofes zu.

„Sie kommen jedes Jahr, hören ich?“

„Jedes Jahr! Es wäre undenkbar, wenn ich es nicht täte! Denn ich bin dieser Toten vielen Dank schuldig.“

„Darf ich fragen, wieso?“

Er lächelte leise. „Ich weiß,“ sagte er, „die Leute reden hier viel über mich, und es ist doch eine ganz einfache Geschichte, die der Grund für meinen Besuch an diesem Grabe ist.“

„Darf ich Sie nicht kennenlernen?“ fragte ich gespannt. Er schüttelte den Kopf. „Nicht heute, vielleicht später einmal!“ So schieden wir für heute. Im nächsten Jahre traf ich ihn wieder. Wir verlebten in Bregenz und im Montafon ein paar wunderbare Sommerwochen, die mir noch heute in lebhafter Erinnerung stehen.

Einige Zeit, nachdem ich seinen Tod gehabt hatte, ging mit ein Brief zu. Er kam vom Telemontafoner Redakteur des Göttinger und brachte mir die Nachricht, daß nach letztmältiger Besichtigung des Toten die beteiligten Aufzeichnungen in meine Hand gelangen sollten mit dem Rechte, nach eigenem Ermessen darüber zu verfügen.

Ich gebe wieder, was ich mit tiefer Ergriffenheit in dieser Blättern gelesen habe.

„Ja, war“ so heißt es darin, „einst ein wilder Junge. Zu jedem letzten Ereignis immer angelegt, und zu jeder Anspielung diejenen freudigen Archibuden der deutschen Schalen, angelegt bereit. Und ich war stolz darauf, die Wälder unter den Tischen trinken zu können. Nun sollte eines Tages eine ganz besonders große Kneipe stattfinden. Aber meine Eltern mußten wohl etwas gemerkt haben, denn der Vater nahm mir mit sehr bestimmter Worten alles Laßengelöbte auf den letzten Fuß ab. Das hieß allerdings, mich in die Unmöglichkeit versetzen, die Kneipe mitzumachen zu können. Denn der Herr bargte uns Gyn-nastiken nicht, und von meinen Mitwirkenden konnte ich keinen anspannen, denn die hatten eben selbst nur gerade das, was sie zu dem Biergelöbte gebrauchen. So sah ich am Nachmittag zu Hause und sprach mir den Kopf, woher ich Geld zur Kneipe bekommen könne. Meine Eltern waren ausgegangen, ich war allein im Haus. Um 7½ Uhr sollte die Kneipe beginnen, um 10 Uhr zu Ende sein, denn länger litten Vater und Mutter das abendliche Ausbleiben ihrer Söhne nicht. Aber wie ich mich den Kopf zerbrach, ich sah keinen Weg, mir Geld zu verschaffen. Da klingelte es draußen. Ich öffnete. Es war der Geldbesorger, der für meine Vater eine Postanweisung über 6 Mark brachte. Als erwachsenen Familienmitglied gequittete ich und nahm den Betrag in Empfang. Aus den Erinnerungen des Vaters auf dem Rücktritt der Postanweisung ging hervor, daß jenders auf dem Rücktritt der Postanweisung ging hervor, daß es sich um einen vom Vater längst verpfändeten kleinen Betrag handelte, den er vor langer Zeit mit dem Abenden geliehen oder sonstwie gegeben hatte.“

Und da kam der Besucher über mich. Wenn ich dieses Geld behielt, so konnte ich die Kneipe mitmachen! Der Vater würde den Betrag nie vermissen, nie erfahren, daß er jemals ausgegangen sei. Wohl könnten sich alle guten Geister in mir auf was ich bezogen wollte, was ja eine Niederträchtigkeit gegen den eigenen, so guten und lieben Vater; es war eine so Straf-geld betraute Handlung, die mich zum christlichen Welt machen mußte. Aber wer wußte darum?

Ja, wer mußte darum! Und das enthielt!

Ich ließ die 6 Mark in meine Tasche gleiten; das Wörtchen in mir hatte gewonnen.

Nein, noch nicht! Noch nicht ganz! Da kamst du, Annette, und wußtest meine Mutterin —

Es war nachmittags gegen 6 Uhr. Um 7½ Uhr sollte, wie schon erwähnt, die Kneipe beginnen. Ich mochte nicht zu Hause bleiben, mochte vor allem jetzt dem Vater nicht unter die Augen treten. Denn er sah schwarz, und mein böses Gewissen wäre ihm sicher nicht entgangen. So begab ich mich in eine kleine Konditorei, wo wir Bräuner allers verkehrten, und bei einer Tasse Kaffee und einem Glas Kuchen zusammen plauderten. Ich war heute der einzige Gast. Die Tochter des Hauses, welche die Güte bediente, war eine große Literaturliebende und hatte sich immer irgendeine Neuigkeit, ein seltsames Buch, unterhalten oder belehrenden Inhalts. Sie wußte, daß auch ich mich liebhaft für schöne Literatur interessierte, und schon alt hatten wir über den oder jenen Schriftsteller oder Dichter ergründet debattiert.

Heute brachte sie mir mehrere Bändchen.

„Kennen Sie das Buch?“ fragte sie.

„Ich sah nach dem Titel und Verfasser: Annette von Droste-Hülshoff.“ Die weisliche Dichterin war mir noch völlig unbekannt. Ich schlug die ersten Seiten auf und las. Und auf die ersten Seiten folgten die andern. Unübersehlich füllte ich mich gepackt von dieser tiefen Innerlichkeit, dieser wunderbaren Reuelichkeit der Empfindung, diesem Schwung und Ernst der Gedanken, dieser plastischen Gestaltungskraft und dieser Bilder-reichen, edlen Sprache. Das Buch ließ mich nicht mehr los: die ganze Begehrigkeit der Jugend wurde wach in mir. Ich las und las — ich bemerkte gar nicht, wie die Zeit verging. Alles um mich her war vergessen. Als ich das Buch zuklappte, zeigte die Uhr wenige Minuten vor zehn —

Ich griff mich verumrindet an den Kopf. Sollte denn nicht eine Kneipe sein sollen? In meiner Tasche flirrten die sechs Mark. Ich schüttelte mich — mir graute nur mir selbst. Vor dem Beginn, Annetten her zu ich bemerkt geblieben, durch ein Buch, durch eine Dichterin, durch eine edle, schwergeprüfte Frau —

„Fräulein Anna“, rief ich die Tochter des Hauses. Sie lachte.